



Christoph Kehl

Alma Mater – Quo vadis?

Von einem, der auszog, das Studieren zu lernen

1998 kam ich als junger Absolvent einer Schweizer Elite-Hochschule nach Berlin, um Philosophie zu studieren. Nach erfolgreichem Abschluss finde ich mich heute, viele Jahre später und nicht mehr ganz so jung, als Geisteswissenschaftler und Doktorand an einer im ersten Anlauf gescheiterten deutschen Elite-Universität wieder. In meiner akademischen Laufbahn habe ich die radikale Transformation der deutschen Hochschullandschaft hautnah miterlebt. Die deutschen Massenuniversitäten des letzten Jahrhunderts, einander gleich an Status wie an Problemen, verwandelten sich vor meinen Augen innert kürzester Zeit in potenzielle ›Superunis‹ – ein struktureller wie rhetorischer Umbauprozess, der erst kürzlich mit der Krönung der ersten sogenannten Elite-Hochschulen einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Auch in den unteren Geschossen der Wissenschaftstürme, wo ich mich hauptsächlich aufhalte, bekommt man diesen Wandel zu spüren, der in wenigen Jahren nicht nur die Strukturen, sondern vor allem auch die Werte verändert hat.

Was mich seinerzeit nach Berlin lockte, war Humboldts Traum einer Bildungsinstitution, an der in Freiheit geforscht, gelernt und gelehrt wird. An der ETH Zürich hatte ich eine verschulte Ausbildung absolviert, in der ich mit strikten Stundenplänen und vorgegebenen Themenbereichen durch das Studium der Umweltnaturwissenschaften gelotst wurde. Dies weckte in mir den – ich gebe es zu – etwas weltfremden Wunsch nach intellektueller Reifung, nach einer geistigen Horisonterweiterung, die sich in erster Linie an meinen akademischen Interessen und nicht an Lehrplänen oder ökonomischen Nutzenabwägungen orientieren sollte. Inspiriert von aufklärerischen Ideen, hatte Humboldt mit seinen Bildungsreformen entsprechende Standards etabliert, die sich die ganze Welt zum Vorbild genommen hatten.

Bei meiner Ankunft 200 Jahre später fand ich ein zwiespältiges Bild vor, der Glanz von einst war offensichtlich verblasst: Von den Wänden bröckelte der Putz,

in den verrauchten Uni-Cafés hockten die Studenten und streikten. Überfüllte Seminarräume und hierarchisch-bürokratische Strukturen ließen mich oft an meinem Traum verzweifeln, den ich dennoch zu Ende träumen konnte. Auf der positiven Seite habe ich viel Freiraum vorgefunden, der mich zur Selbständigkeit erzog, dazu ein riesiges Seminarangebot praktisch zum Nulltarif, vor allem aber eine intellektuell stimulierende Atmosphäre. Schnell war mir klar: Wenn hier auch kein Geld vorhanden war, so doch genügend Zeit – die ich dazu nutzen konnte, Texte zu diskutieren, über ein Problem in Ruhe nachzudenken und um die richtigen Fragen zu ringen.

Ich habe mein Philosophiestudium 2004 abgeschlossen und gehöre somit zu den Letzten, die sich diesen Luxus praktisch grenzenloser akademischer Freiheit leisten konnten. Drohende Studiengebühren, Bachelor-Studiengänge und die Exzellenz-Initiative haben das Studieren und Arbeiten an deutschen Hochschulen beschleunigt, das akademische Leben ist hektischer geworden. Als Doktorand an einer geisteswissenschaftlichen Fakultät bekomme ich das neue Tempo deutlich zu spüren. In meinem Fach, der europäischen Ethnologie, ist es keine Ungewöhnlichkeit, wenn auf einen Professor Dutzende Doktoranden kommen. Die neue Konkurrenz um Geld und Exzellenz erhöht nun nicht nur die Unsicherheit über die eigene Zukunft, die mit der Zukunft und dem Ansehen des Fachs verknüpft ist, sie verschlechtert auch die Betreuungssituation auf absehbare Zeit. Denn von den Professoren wird selbstverständlich verlangt, ihr Fach im Kampf um Aufmerksamkeit und Finanzmittel zu unterstützen, sich in der neuen Rolle als Wissenschaftsmanager zu üben – da bislang keine neuen Stellen geschaffen worden sind, geht das auf Kosten der Lehre (die bei der Exzellenz-Initiative leider keine Rolle spielt).

Die Vermarktung und Verwertung von Wissenschaft steht zurzeit hoch im Kurs, und dies wirkt sich auf das Ansehen der Geisteswissenschaften nicht gerade gut aus.



Die haben einen langsameren Rhythmus sowie andere Arbeitsstrukturen und können nur wenig ›nützliche‹ Resultate vorweisen. Geisteswissenschaftler studieren am Leben vorbei, sie betreiben brotlose Kunst, lautet etwa die Quintessenz einer *Spiegel*-Umfrage unter 25 000 Hochschulabsolventen (*Der Spiegel* 50 vom 11. Dezember 2006). So heißt es dort: »Über den beruflichen Erfolg entscheidet inzwischen vor allem das Studienfach. [...] Während [der Technikwissenschaftler] problemlos in eine vielversprechende Karriere startet, kämpft [die Geisteswissenschaftlerin] als Teil eines hochgebildeten Lumpenproletariats ums Überleben.« Die Studie mit dem Untertitel »Warum so viele das Falsche studieren« – die der *Spiegel* übrigens gemeinsam mit der Unternehmensberatung McKinsey durchführte – bestätigt einen allgemeinen Trend, der sich schwerlich mit Humboldts Idealen vereinbaren lässt: Erfolg gilt inzwischen wie selbstverständlich als eine ökonomische Größe, die sich an der Höhe des Einstiegsgehalts und der Länge des Arbeitsvertrags bemisst.

Der studentische Modellathlet von heute spurtet dementsprechend geradlinig durchs Studium. Er denkt und

Der studentische Modellathlet von heute spurtet geradlinig durchs Studium. Er denkt und handelt karriereorientiert und findet nebenbei, und sei es nur für seinen Lebenslauf, noch die Muße, sein Geigenspiel zu perfektionieren.

handelt karriereorientiert und findet nebenbei, und sei es nur für seinen Lebenslauf, noch die Muße, sein Geigenspiel zu perfektionieren. Wenn dabei nicht immer die Zeit bleibt, ein schwieriges Problem gründlich zu durchdenken, bringt ihn das mit seinen Ansprüchen nicht in Konflikt. Nicht Gründlichkeit, sondern Effizienz, nicht Bildung, sondern Karriere heißen die neuen Leitideen.

Um es gleich zu sagen: Ich habe sowohl die Unbilden der Massenuniversität als auch den professoralen Ständedünkel zur Genüge erlebt, um ein Gegner von Hochschulreformen zu sein. Ebenso bin ich überzeugt davon, dass es exzellente Wissenschaftler und Universitäten in Deutschland auch in Zukunft geben soll. Ja, ich glaube sogar an die prinzipiell heilsame Wirkung des wissenschaftlichen Wettbewerbs um Aufmerksamkeit und Geldmittel, der die Wissenschaftler zunehmend zwingt, ihre Labore und Studierstuben einem größeren Publikum zu öffnen. Als teilnehmender Beobachter der Szene erstaunt mich jedoch, wie man in der allgemeinen Betrieb-

samkeit stillschweigend 200-jährige Ideale dem verheißungsvollen Neuen von jenseits des Atlantiks opfert. Wo bleibt die Diskussion über die adäquaten Mittel und Ziele, von denen man sich bei diesen Umstrukturierungen leiten lassen will? Und warum wird die derzeitige Diskussion eigentlich immer reflexhaft auf das Zauberwort ›Elite‹ reduziert, wenn es um die Zukunft der deutschen Wissenschaft geht? Als sei klar, was mit ›Elite‹ oder ›Exzellenz‹ in diesem Kontext gemeint ist.

In dieses Bild passt, dass Politiker wie Wissenschaftler notorisch auf die Wissenschaftlichkeit des Elite-Auswahlverfahrens verweisen – sind Wissenschaftler nicht auch politisch denkende Menschen, gerade wenn es wie hier um Geld und Einfluss geht? Vorerst lerne ich daraus, dass das Vertrauen in die wissenschaftliche Objektivität offenbar auch nach drei Jahrzehnten kritischer Wissenschaftsforschung ungebrochen zu sein scheint. Andererseits haben hier eben nicht irgendwelche Wissenschaftler entschieden, sondern zweifellos herausragende, wie man immer wieder betont (wiederum ohne zu erklären, was das denn genau heißt). Und so dämmert mir, dass die Diskussion um Elite, Spitzenforschung und Exzellenz

den Versuch darstellen könnte, die ehemals sakrosankte Autorität der Wissenschaft wiederherzustellen, nicht indem um Vertrauen geworben, sondern indem es von Auserwählten an eine kleine Gruppe von Auserwählten übertragen wird.

Wenn sich feudale Muster dieser Art mit rein ökonomischem Denken verbinden, wird mir angst und bange. Wie zu lesen war, werden die Sieger des Wettbewerbs von Unternehmen bereits heftig umworben und mit Gratisangeboten gelockt – augenscheinlich entwickelt sich ›Elite‹ gerade zur Dachmarke, mit der man sich erfolgreich profilieren kann. Offen bleibt also die Frage, wie es jenseits des PR-Jargons und modischer Schlagwörter gelingen könnte, über sicherlich notwendige Umstrukturierungen nachzudenken.

Der bisherige Verlauf der Exzellenz-Initiative suggeriert eine Exaktheit des Evaluierens und Bewertens, die einen ausgewogenen Austausch über die Ziele und Werte, die im Spiel sind, bereits im Keim erstickt. Dabei zeigt



mir bereits ein oberflächlicher Blick in die oft widersprüchlichen Wissenschaftsrankings, wie fragil Ranglisten sind und wie abhängig von den angelegten Maßstäben. Was das Beste ist, lässt sich eben nicht objektiv bestimmen, sondern nur durch einen normativen Auswahlprozess. Not täte eine differenzierte Auseinandersetzung darüber, wie sich Bildungs- und Ausbildungsideale

Welche Elite wünschen wir uns als Gesellschaft überhaupt? Von welchen Experten wollen wir uns als Laien, und das sind wir ja fast immer und überall, belehren lassen?

vereinbaren lassen, wie adäquate Indikatoren von Erfolg oder Misserfolg aussehen könnten. Denn dahinter stehen wichtige Fragen, die uns alle angehen: Welche Elite wünschen wir uns als Gesellschaft überhaupt? Von welchen Experten wollen wir uns als Laien, und das sind wir ja fast immer und überall, belehren lassen? Wünschen wir uns Wissenschaftler, die andere Perspektiven ernst nehmen, die neugierig sind und fähig, Widersprüche auszuhalten? Oder blicken wir auf Wissenschaftsstars, die einen grenzenlosen Optimismus versprühen und alle Probleme für lösbar halten?

Ich würde den Schritt nach Berlin heute wahrscheinlich nicht noch einmal wagen. Die Stimmung in

Deutschland, wo man den Unterschied zwischen Erfolg und Misserfolg auf den (roten oder grünen) Punkt bringt, ermutigt nicht dazu. Geradlinigkeit und die Fähigkeit zur Selbstpräsentation gelten als unabdingbare Soft Skills, Schlenker im Lebenslauf bestraft in der Regel der Personalmanager. Die mittelfristigen Konsequenzen sind, so fürchte ich, absehbar: nämlich eine Normierung von Kar-

rieren, eine Verarmung der Fächervielfalt und akademischen Perspektiven. Mit der Diversität ginge der deutschen Hochschullandschaft eine wichtige Ressource verloren, um im ökonomischen Jargon zu bleiben.

Wie anfällig Monokulturen sind, haben neben den Ökologen auch die Elite-Hochschulen jenseits des Atlantiks längst erkannt. Die Geisteswissenschaften, gerade auch die Philosophie, die brotloseste aller Künste, weisen dort eine Bedeutsamkeit auf, die man sich hier durchaus zum Vorbild nehmen könnte.

»Läuft man hinter dem Geist her,
so erwischt man die Dummheit.«
Montesquieu

»Das Schlimme aber ist, daß alles
Denken zum Denken nichts hilft;
man muß von Natur richtig sein,
sodaß die guten Einfälle immer wie
freie Kinder Gottes vor uns dastehen
und uns zurufen: da sind wir!«
Goethe